

## Bestseller

### Belletristik

- 1 (1) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (*Fischer Krüger*)
- 2 (2) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonisches Gold (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 3 (3) **Donna Leon:** Das goldene Ei (*Diogenes*)
- 4 (–) **Claude Cueni:** Script Avenue (*Wörterseh*)
- 5 (7) **Michael Robotham:** Erlöse mich (*Goldmann*)
- 6 (5) **Viveca Sten:** Beim ersten Schärenlicht (*Kiepenheuer & Witsch*)
- 7 (6) **Jonas Jonasson:** Die Analphabetin, die rechnen konnte (*Carl's Books*)
- 8 (9) **Martin Suter:** Allmen und die verschwundene Maria (*Diogenes*)
- 9 (8) **Martin Walker:** Reiner Wein (*Diogenes*)
- 10 (10) **Blanca Iboden:** Anna & Otto (*Wörterseh*)

### Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (*Ullstein*)
- 2 (2) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (*Insel*)
- 3 (3) **Colleen Dorsey:** Rubberband Schmuck (*Scorpio*)
- 4 (4) **Peter Sloterdijk:** Die schrecklichen Kinder der Neuzeit (*Suhrkamp*)
- 5 (6) **Jamie Purviance:** Weber's Grillbibel (*Gräfe und Unzer*)
- 6 (5) **Philipp Abt; Beat Straubhaar:** Hanspeter Latour – «Das isch doch e Gränni» (*Weber*)
- 7 (–) **Wolfgang Koydl:** Die Besserkänner (*Orell Füssli*)
- 8 (7) **Fritz Hegi:** Mit Wander-Fritz durch die Schweiz (*Weltbild*)
- 9 (9) **Ronald Gohl; Yannik Kobelt; Lukas Fischer:** 1001 Ausflugsziele (*Weltbild*)
- 10 (8) **Wolfram Meister:** Zürich geht aus! 2014/15 (*Gourmedia*)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

## Apropos: Grossverdiener

Der neue Intendant der Mailänder Scala, Alexander Pereira, hat den abgesetzten Intendanten des Wiener Burgtheaters, Matthias Hartmann, für eine Regiearbeit verpflichtet. Dass man einer gestrauchelten Person wieder eine Chance gibt, kommt nicht bei allen gut an. «Grossverdiener unter sich», twitterte verächtlich NZZ-Theaterkritikerin Barbara Villiger-Heilig. Schon als Matthias Hartmann am Schauspielhaus Zürich war, stiess er in der Kulturszene auf viel Ablehnung – weil er einen Sportwagen fuhr und in einer Villa am See wohnte. Ganz anders die Lieblinge der Szene, Christoph Marthaler oder Barbara Frey. Sie sind dem «Grossverdiener»-Vorwurf nie ausgesetzt. Zwar verdienen sie ähnlich viel, geben sich dabei aber betont kapitalismuskritisch. (rb)

## Philosophie

# Als wären wir alle Unterdrückte

**Peter Sloterdijk steht unter Beschuss. Weil er sich weigert, den Menschen als hilfsbedürftiges Wesen zu betrachten. Von René Scheu**

Der akademischen Welt sind seine Schriften für gewöhnlich zu wolzig, unter Feuilletonisten gilt er als überpointiert formulierender Provokateur. Die Vertreter beider Zünfte würden ihn am liebsten meiden und reden doch dauernd von ihm: Peter Sloterdijk. Der deutsche Philosoph und Rektor der Hochschule für Gestaltung in Karlsruhe gehört mittlerweile zum intellektuellen Establishment, so sehr er sich auch dagegen sträubt. Seit der Veröffentlichung seines ersten Bestsellers, «Kritik der zynischen Vernunft», im Jahre 1983 wird beinahe jedes seiner neuen Werke in den Medien wie ein kleines Ereignis abgefeiert, Buh-, Stör- und Mahnrufe eingerechnet.

Zu seinem 67. Geburtstag, den er am 26. Juni in Zürich feierte, hat sich Sloterdijk gleich selbst mit einem neuen Opus beschenkt. Es verfügt über den stolzen Umfang von 500 Seiten, trägt den spitzen Titel «Die schrecklichen Kinder der Neuzeit» und atmet jenen Altersradikalismus, der wie ein guter Wein lange reifen musste. «Die schrecklichen Kinder» ist der Name, den Sloterdijk den Bewohnern der modernen Wohlstandsgesellschaften aufs Auge drückt. Damit sind wir alle gemeint, also jene «neu-labilen Subjekte», die von sich behaupten, sie seien die grössten Individualisten aller Zeiten – und die dennoch stets davon ausgehen, dass es am Ende einen anonymen Dritten gibt, der sie auffängt, sollten ihre ambitiösen Lebensprojekte misslingen. Die modernen Individualisten sagen sich insgeheim in der Art des Werbe-Neusprech: «Die Freiheit nehme ich mir; meine Ambitionen sind es, die zählen, und was kümmern mich schon Folgen und Kosten meiner freien Entscheidung?»

### Neid und Missgunst

Seit zehn Jahren arbeitet Sloterdijk beharrlich am Projekt seiner neuen Anthropologie oder, wie er es nennt: einer «Psychopolitik». Es geht ihm darum, dem herrschenden Lamento über die menschliche Niedertracht ein Selbstverständnis des Menschen entgegenzusetzen, der in sich neu die Tugend des Gebens entdeckt. Die Frage, die philosophisch, allzu philosophisch daherkommt, hat in Wahrheit eine äusserst praktische Dimension: So wie der Mensch sich selbst versteht, so ist er auch. Der Mensch, dieses «nicht festgestellte Tier» (Nietzsche), verfügt über selbstformende Kräfte, deren Bedeutung er laufend unterschätzt. Man gibt in einem schwachen Augenblick zu, dass man ein armes Schwein ist, und schon gebärdet man sich wie ein Untertan. Wer sich hingegen probe-

weise als stolzes Wesen versteht, fühlt sich so gleich besser und tritt als verantwortungsbewusster Citoyen in Erscheinung. Was die Bewohner der westlichen Komfortzone nach Sloterdijk brauchen, ist eine neue Erzählung, in der sich die Menschen wechselseitig in ihrem stolzhafte Erregungszentrum ansprechen statt aufeinander herabzusehen. Oder einfacher: Wo Neid und Missgunst waren, müssen Stolz und Selbstachtung werden.

Sloterdijk inszeniert sich in seinen Büchern gerne als Zeitreisender, der die Kulturgeschichte der letzten 2000 Jahre souverän überblickt

**Die modernen Grossgesellschaften waren nie reicher, fairer und – ja! – egalitärer als heute.**

und verwundert auf die Widersprüche der Verwöhnungskultur der gegenwärtigen Wohlstandsgesellschaften blickt: So viel materielles Wohlbefinden, so viel Gesundheit, so langes Leben, so viel Partizipation, so viele Lebenschancen waren noch nie in der Geschichte der Menschheit; zugleich war aber auch noch nie so viel Lamentieren, so allgegenwärtige Abstiegsängste, ein solches paranoides Sichzurückgesetztfühlen, kurz, so viel Unzufriedenheit. Frei nach Sloterdijk: Die Schere zwischen statistischem Wohlstand und gefühltem Unwohlsein öffnet sich immer weiter. Warum nur?

### Semi-Sozialismus in Europa

Die Kinder der Gegenwart verkennen ihre eigenen Lebensverhältnisse systematisch, die Beschreibungen der gesellschaftlichen Wirklichkeit haben sich von dieser längst gelöst und führen ein Eigenleben. Ständig ist in Europa von Armut die Rede, die mit immer neuen Statistiken unterfüttert wird (mittlerweile gilt als arm, wer weniger als sechzig Prozent des Medianeinkommens verdient, was zum paradoxen Befund führt: die Armut steigt proportional mit dem Reichtum einer Gesellschaft); und dies, obwohl nach Sloterdijk das «Elementarereignis im 20. Jahrhundert» genau in der «Aufhebung der materiellen Massenarmut in der Ersten Welt» dank technischem Fortschritt besteht. Der gesellschaftliche Diskurs dreht sich unaufhörlich um Benachteiligungen und Diskriminierungen, obwohl die modernen Grossgesellschaften nie reicher, fairer und – ja! – egalitärer waren als heute.

Nicht nur die Staatseinnahmen, auch die Umverteilungsströme haben historische Aus-



*So viel war noch nie:* Denker Sloterdijk.

masse erreicht und die gesellschaftliche Liberalität, heute weitherum geteilt, wäre noch vor wenigen Jahrzehnten so nicht denkbar gewesen – trotzdem fühlen sich immer mehr Menschen als Vertreter von Minderheiten, die unter akuter Zurücksetzung leiden.

Ähnliche Verzerrungen zeigen sich auch in Bezug auf die herrschenden wirtschaftlichen Verfassungen. Während die meisten Medien die real existierende Ordnung wahlweise als Raubtier- oder Turbokapitalismus beschreiben, spricht Sloterdijk aus, was sich selbst Unternehmer nur mehr hinter vorgehaltener Hand zuzuflüstern wagen: Wir leben in Mitteleuropa im «steuerstaatlich zugreifenden Semi-Sozialismus auf eigentumswirtschaftlicher Grundlage». Dabei hat der Philosoph die Fakten auf seiner Seite und nennt mit gespielter Nüchternheit die immergleiche Zahl: fünfzig. Fünfzig Prozent und mehr beträgt die Zwangsabgabenquote in den Wohlfahrtsstaaten dies- und jenseits des Atlantiks. Bei einer Quote von hundert Prozent leben wir im vollendeten Sozialismus, bei einer Quote von null Prozent im vollendeten Kapitalismus, bei einer Quote von fünfzig Prozent im Semi-Sozialismus.

Bleibt die Frage: Warum erntet, wer dies in philosophischer Klarheit schreibt, so viel Empörung, Spott und Häme seitens der Vertreter aller Parteien des herrschenden Sozialdemokratismus? Weil Sloterdijk sich weigert, zu schreiben, der Mensch sei ein hilfsbedürftiges Wesen, das an seiner eigenen Inkompetenz verzweifelt; weil er sich weigert, Verwöhnung mit besorgter Miene in Bedürftigkeit umzuwandeln; weil er sich weigert, soziale Unterschiede pauschal in Diskriminierungen zu verwandeln; weil er sich weigert, den Staat – den anonymen Dritten – zum universalen Problemlöser zu verklären, kurz, weil er sich weigert, Bullshit zu erzählen.

### Der Stolz ist gewichen

Die eben genannten Wahrnehmungsverzerrungen sind typisch für Gesellschaften der Gegenwart mit einem hohen – und ohne Zweifel erst mal erfreulichen – Grad an Individualisierung. Privilegien und Erbschaften bei anderen gelten gerade in angeblichen Leistungsgesellschaften als Bestechungen durch Natur und Familie, die Übernahme eines Bestands an Vermögens-, Kompetenz- und Statuswerten kommt fast schon dem Eingeständnis einer persönlichen Niederlage gleich: denn jeder muss es aus eigenen Stücken schaffen können! Freiheit bedeutet in der Moderne: Abstammungsfreiheit. Das voraussetzungslose Leben gilt als neues Ideal, das aber leider nur rhetorisch alle teilen. Denn sind die physischen Schlachten geschlagen, werden nun die emotionalen Kriege ausgefochten: Jeder vergleicht sich plötzlich mit jedem, auch und gerade nach oben, wobei es längst nicht alle aushalten, mit dem Resultat des Vergleichs zu leben. «Die mo-



Uneingelöstes Versprechen: Französische Revolution.

derne Welt», hat Sloterdijk mir gegenüber einmal in einem Interview zu Protokoll gegeben, «ist die Welt des entfesselten Direktvergleichs.»

Wer im Vergleich schlecht wegkommt, ist geneigt, die Schuld am Zurückbleiben hinter den eigenen Ambitionen den anderen in die Schuhe zu schieben – sie waren es, die mich an meiner Selbstverwirklichung gehindert haben! Auf Ambition folgt Reklamation. Der Hyperindividualist fragt sich im Stillen: Wenn der andere es zu mehr Einkommen, Kompetenz oder Status bringt als ich, hat er dann diesen Erfolg letztlich nicht einem unverdienten Vorteil zu verdanken? Und sollte er einfach Glück gehabt haben – ist die Fortuna nicht unfair, da sie Leute, unbeschene ihrer echten Verdienste, belohnt?

Und genau hier – so eine Hauptpointe von Sloterdijks neuem Buch – schlägt der Hyperindividualismus in gleichmacherischen Egalitarismus um, der Stolz in Neid, die Orientierung an der eigenen Leistung in die Benachteiligung der anderen. Die anonyme Grossgesellschaft

muss die Privilegierungen beseitigen, denn Auszeichnungen der anderen sind Raub an meinen eigenen Lebenschancen. Und so kommt es eben, dass in den im Schnitt reichsten und egalitärsten Grossgesellschaften aller Zeiten – den mitteleuropäischen der Gegenwart – die Menschen so reden, als wären sie alle unterdrückte Vertreter des Bauernstandes im Ancien Régime.

### Bis zum Bürgerkrieg

In seinem neuen Buch teilt Sloterdijk schematisch in die Zeit vor und nach der Französischen Revolution ein, die er den «Hiatus» nennt. Die Revolution bedeutet für ihn das bis heute uneingelöste Versprechen, dass jeder die Option be- und ergreift, sich in den Adelsstand zu erheben – nicht nur materiell, was, wie gesehen, in grossen Teilen der Wohlstandswelt längst geschehen ist, sondern auch mental, was angesichts der allgemeinen Erregbarkeit die wichtigste zivilisatorische Aufgabe bleibt. Sloterdijk formuliert in diesem Zuge einen Satz – er nennt ihn den «zivilisationsdynamischen Hauptsatz» –, der es in sich hat: «Im Weltprozess nach dem Hiatus werden ständig mehr Energien freigesetzt, als unter Formen überlieferungsfähiger Zivilisierung gebunden werden können.» Seine alarmistische Botschaft: Schaffen es die Kinder der Gegenwart nicht, sich in modernen Nationen mit Achtung, Anstand und Stolz zu begegnen, ist alles möglich – bis hin zu chaotischen und bürgerkriegsähnlichen Zuständen.

Sloterdijk spielt also ganz genüsslich mit kulturpessimistischen Untertönen. Auch wenn die mehr angedeuteten als ausformulierten Aussichten vielleicht etwas gar düster daherkommen – er weist auf einen bedenkenswerten Punkt hin: Insofern, als die Nachfolger der Französischen Revolution die unbegründete Hierar-





Allgegenwärtige Abstiegsängste.

chie des Ancien Régime mit der Unbegründetheit jedweder Hierarchie in eins setzten, ist die Revolution gründlich misslungen. Wer sich um Vortrefflichkeit bemüht und dies offen bekennt, gilt seither als elitär und ist zum Abschluss freigegeben. Es braucht mithin eine zweite Revolution, die die erste vollendet – und aus den verwöhnten Menschen souveräne Bürger macht statt Leistungsempfänger, die wie Adelige über Leistungsträger die Nase rümpfen. Und genau das scheint nun Sloterdijks Projekt zu sein.

### Sloterdijk spielt ganz genüsslich mit kulturpessimistischen Untertönen.

Im Leben nach dem Hiatus ist, wie Marx treffend formulierte, alles «Ständische» und «Stehende» verdampft. Legitimität lässt sich allein über Leistung und Erfolg herstellen – auf Zeit, also provisorisch, nämlich bis zum nächsten Erfolg. Die Welt ist dadurch reicher, schneller, auch erregbarer und unberechenbarer geworden. Die Entwicklung hat ungeheure Energien freigesetzt, die in tausend Unternehmungen und Erfindungen investiert wurden, die unser Leben in ungeahnter Masse verbessert und bereichert haben. Ein Teil der Energie jedoch flottiert frei herum – und wartet auf die Einbindung in positive Erzählungen, wenn er nicht in herabsetzende Projekte des Ressentiments und Hasses fließen soll.

Sloterdijk liefert eine plausible Erzählung, die, maximal verdichtet, etwa so lautet: Der Mensch ist nicht nur einer, der gerne nimmt, was er gerade bekommt, sondern auch und vor allem einer, der gerne gibt, weil er dadurch seine Selbstachtung steigert; er ist nicht nur

einer, der sich für eigene Misserfolge an anderen rächt, sondern auch und vor allem einer, der sich an anderen aufrichtet und die Erfolgreichen imitiert in der sich selbst beflügelnden Aussicht, dass er ein gelingendes Leben zu führen vermag. Was die Zyniker und Miserabilisten noch so gerne als Ideologie brandmarken, ist nach Sloterdijk die vornehmste Aufgabe der Philosophie auf der Höhe der Zeit: dem politischen Erniedrigungsegalitarismus entgegenzutreten, den Menschen als Wesen mit stolzhafte Regungen neu zu beschreiben – und damit die Bürger in Demokratien in Selbstverbesserungsspiele zu involvieren.

### Mindestens noch hundert Jahre

Der deutsche Denker nennt dies selbst die «thymotische Wende der Ethik» (von Altgriechisch *thymos*, Mut bzw. Stolz). Hierfür taugt kein kollektiver Zwang, sondern bloss Nachahmung und Lernen auf der Grundlage freiwilligen Engagements. Der Mensch ist kein armes Schwein, solange er keines sein will. «Fast nie hat man begriffen», schreibt Sloterdijk in einer der lange nachhallenden Passagen seines neuen Buchs, «dass <Gleichheit> in kulturdynamischer Hinsicht nur als aristokratische und meritokratische Kategorie Sinn ergibt: Jede und jeder sollen das Recht haben, zu den Besten zu gehören. Gleichheit besagt, dass keinem Menschen je das Privileg abgesprochen werden darf, sich selbst und die Mitwelt durch generöse Gesten zu überraschen.» Bis diese wichtige sloterdijksche Nachricht aber bei ihren Adressaten ankommt, dürfte es wohl – ganz optimistisch – noch hundert Jahre dauern. Mindestens.

René Scheu ist promovierter Philosoph und Herausgeber des liberalen Autoren- und Debattenmagazins *Schweizer Monat*. [www.schweizermonat.ch](http://www.schweizermonat.ch)

## Jazz

# Aus vielen Quellen gespiesene neue Stimme

Von Peter Rüedi

Die Vorstellung, der Künstler falle als Originalgenie fertig vom Himmel, gehört ins Reich der Mythologie. Voraussetzungslos ist auch das Werk eines Genies nicht, das Goethe doch unzweifelhaft war. Er selbst wusste auch dies, als er im Mai 1825 zu Eckermann sagte: «Wenn ich sagen könnte, was ich alles grossen Vorgängern und Mitlebern schuldig bin, so bliebe nicht viel übrig.» So lassen sich auch im Gesang von Sarah Buechi, zwar (noch) kein Genie, immerhin aber die erstaunlichste Schweizer Stimmkünstlerin der letzten Jahre, viele Einflüsse erkennen, sozusagen die Jahrringe ihres Wachstums. Im Kanton Glarus aufgewachsen, von Lauren Newton und Susanne Abbuehl ausgebildet, verbrachte sie längere Zeit in Indien, aber auch in New York, wurde von Steve Coleman auf das afrikanische Prinzip sich überlagernder rhythmischer Patterns aufmerksam gemacht und liess sich dies gleich an der Quelle in Ghana erklären. Ihr instrumentaler Gesang hat sich dennoch eine Expressivität bewahrt, der noch das frühe Vorbild von Janis Joplin anzuhören ist. Andererseits erinnern ihre intimen Kantilenen an Jenes Album, das Jeanne Lee mit Ran Blake vor mehr als einem halben Jahrhundert eingespielt hat («The Newest Sound Around»).

Allein, mit all dieser Vivisektion ihrer Stilmittel verpassen wir, was Sarah Buechi heute ist: ein organisches neues Ganzes, in welches die Anregungen ihrer «Vorgänger und Mitleber» anverwandelt eingegangen sind. Die ganze Musik, Schreie und Geflüster, und dazu frische, stellenweise lyrisch-eigenständige, intelligente Texte weit jenseits der Herzschmerz-Song-Routine. Die sind das Gravitationszentrum, um das diese Musik fließt. Von einer «Begleitband» kann beim wunderbaren Trio Stefan Aeby (Piano), André Pousaz (Bass) und Lionel Friedli (Drums) nicht die Rede sein, Buechi ist ein Partner unter vieren. Ist dies kein Jazz mehr? Ich meine: Diese Musik ist ein Paradebeispiel eines neuen Jazz, der aus zahlreichen Einflüssen und querweltein gemachten Erfahrungen zwischen Improvisation und ausgeschriebenen Teilen etwas ganz Neues wachsen lässt. Ein gleichzeitig zärtliches und mächtiges Statement.



Sarah Buechi (Stefan Aeby, André Pousaz, Lionel Friedli): *Flying Letters*. Intakt CD 229